

Hans-Jürgen Benedict, *Altes neu gelesen - Christa Wolfs Der geteilte Himmel*

Am 1. Dezember 2011 ist Christa Wolf gestorben. Sie zu ehren habe ich ein Buch von ihr gelesen, das ich noch nicht kannte: *Der geteilte Himmel*, zuerst erschienen 1963, dann 1973 im Deutschen Taschenbuchverlag, jetzt 2012 in der 43. Auflage. Es schildert die Krise, in der sich die Studentin Rita Seidel befindet, nachdem ihr Freund Manfred von einem Chemikerkongreß in Westberlin nicht in die DDR zurückgekehrt ist. Rita muss sich entscheiden- ihm folgen oder bleiben. Ich war sehr angetan von der Lektüre. Angetan besonders von den Stellen, die etwa in Kindlers Neuem Literaturlexikon und auch in manchen Nachrufen als „abgegriffene Naturbilder und Symbolismen“ (Kindler 1992, Bd.17, 776), als „kitschig, exemplarisch, übersymbolisch“ (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung 4.12.2011) bezeichnet wurden. Auch die berühmte Stelle im letzten Gespräch zwischen Rita und Manfred, das in Westberlin spielt, wo Rita ihren geflohenen Freund besucht. Sie haben den heißen August-Nachmittag des Jahres 1961 in einem Cafe verbracht. Nun gehen sie zu einem großen runden Platz, der ruhig daliegt und dessen merkwürdige Tönung ihren Blick nach oben lenkt. „Genau über ihnen verlief, quer über den großen Platz, die Grenze zwischen Tag- und Nachthimmel(...)Das Stückchen Erde, auf dem sie standen – eine Steinplatte des Bürgersteigs, nicht größer als ein Meter im Quadrat-, drehte sich der Nachtseite zu. Früher suchten sich die Liebespaare vor der Trennung einen Stern, an dem sich abends ihre Blicke treffen konnten. ‚Den Himmel wenigstens können sie nicht zerteilen‘, sagte Manfred spöttisch. Den Himmel? Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer? ‚Doch‘, sagte sie leise. ‚Der Himmel teilt sich zuerst.““(223) Das finde ich wehmütig schön gesagt in diesem Changieren zwischen sky und heaven, zwischen physikalischem und symbolischem Himmel, dem Ort der Sehnsüchte und Hoffnungen. Die deutsche Teilung, die in diesem August 1961 durch den Mauerbau befestigt wird – sie teilt gerade auch den Himmel der Hoffnung und Liebe. Auch in dem Sinne, dass die eine, Rita, weiter versucht für einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz einzutreten, während der andere, Manfred, vor „den Schwierigkeiten des härteren, strengeren Lebens“ ausweicht(216). Für sie teilt sich der Himmel, weil sie keinen gemeinsamen Sinnhorizont mehr haben, keine gemeinsame Hoffnung, Liebe und Trauer. Manfred, der Chemiker, beschwört vordergründig-geographisch ihre Sehnsucht nach dem ganzen Deutschland bzw. dem Deutschland, das den Menschen in der DDR vorenthalten wird: „Mach mal die Augen zu. Hör bloß mal ein paar Namen: Schwarzwald. Rhein, Bodensee. Ist das nicht auch Deutschland?““(214) Mehr noch als die Sehnsucht nach den unerreichbaren Landschaften bricht in Rita da „die Sehnsucht nach dem ganzen, vollen, gemeinsamen Leben in sie ein und vernichtete sie fast.“ Und führt zur

Anklage gegen die, die meinen, „das Recht (zu haben), einen Menschen vor solche Wahl zu stellen.“(ebd) Es waren solche Passagen, die mich besonders angesprochen haben, also das, was in den Gedanken des Mädchens Rita Seidel, was in ihrer Seele vorgeht. Und das was die Autorin dabei an Reflexion über die condition humaine mitteilt. Das ist mit großer poetischer Einfühlung und auch im Zusammenhang jüdisch-christlicher Anthropologie geschrieben. Der zweite und eigentliche Schauplatz des Romans ist die Waggonfabrik, in der Rita als angehende Lehrerstudentin ein Arbeitspraktikum absolviert. Hier geht es um die Schilderung eines DDR-Betriebs mit seinen Mängeln, Streitigkeiten und Intrigen, um Arbeitsgeschwindigkeit, Erfüllung der Normen, Rivalitäten im Arbeitskollektiv, Probleme mit der Zulieferung, Umsetzung von technischen Innovationen. Das liest man heute mit einem gehörigen historischen Abstand. Die DDR-Planwirtschaft in ihrem verzweifelten Bemühen, Schritt zu halten mit dem kapitalistischen Westen, die heroistische Aufladung dieser Anstrengungen, um die auch im Sozialismus stattfindende Ausbeutung der Arbeitskraft der Werktätigen zu verbergen(an der Figur des sich völlig verausgabenden Meisters im Waggonwerk Rolf Meternagel macht Wolf das deutlich), die kontraproduktive Wirkung der Partei-Ideologie und ihrer Bürokraten – das gehört zur Geschichte des Scheiterns des sozialistischen Experiments, dem die Sympathie Christa Wolfs trotzdem bis zuletzt gehörte.

(Denkt man an den gegenwärtigen Export-Weltmeister Deutschland mit seiner Vielzahl hervorragender mittelständischer Betriebe etwa im Maschinenbau, auch in den neuen Bundesländern, so kommt einem das sehr weit weg vor. Und es zeigt sich der Vorteil einer technologisch auf hohem Niveau arbeitenden kapitalistischen Privatwirtschaft, die den Arbeitnehmern gute Löhne zahlt und ihre Rechte gesetzlich regelt. Vielleicht wäre eine sozialistische Wirtschaft, die nicht unter den Bedingungen des Systemgegensatzes und des Ost-West-Konflikts arbeiten musste, effektiver gewesen! Wie auch immer – )

Christa Wolfs Roman ist in diesen Partien auf der Höhe des „Bitterfelder Wegs“ von 1959, der die DDR-Autoren aufrief, sich den Gegenwartsproblemen der Arbeiter zu stellen. Aber das ist weit weg und wirkt trotz seiner damaligen kritischen Sprengkraft manchmal auch etwas bemüht. Es bleibt aber ein literarisches Zeugnis von den Anstrengungen der Menschen in der DDR, ihren Platz im Leben als arbeitende und liebende Menschen auszufüllen.

Und damit komme ich zurück zu den reflektierenden Passagen des Romans. Ich finde, er ist trotz der Aussparung des religiösen Thematik ein Roman, der unter den Bedingungen des noachitischen Segens sich abspielt: „Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen um des Menschen willen. Denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht(Gn 8,22). Dieser Bestandssegen übergreift die

unterschiedlichen Gesellschaftssysteme, er gilt auch für den Sozialismus, der sich von dieser Tradition lossagen will. Gleich in der Eröffnung, bevor die Geschichte Ritas und Manfreds beginnt, in der Schilderung der infolge von Industrieabgasen „heftiger atmenden Stadt“ (Halle) mit „ihrem verschleierte[n] Himmel“ heißt es: „Aber die Erde trug sie noch und würde sie tragen, solange es sie gab.“ (5) Die Stadt, das Gegenbild zum Dorf, aus dem Rita stammte, wo „etwas von dem ‚Siehe es war sehr gut‘ des letzten Schöpfungstages über der gelassenen Natur gelegen und über den Menschen, die ihr nahe waren.“ (67f) Mehrfach taucht der Satz auf, dass die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheint. Einmal bei einem Festumzug in einer kleinen Harzstadt (Wernigerode): „Die Sonne brannte auf Lebende und Tote, auf Unterdrücker und Unterdrückte, auf Gerechte und Ungerechte.“ (76) Oder: „Die Sonne dieses Juli schien auf Gerechte und Ungerechte. *Wenn* sie schien, es war ein regnerischer Sommer.“ (192) Das erinnert an die jesuanische Neuformulierung des Noah-Segens aus Mt 5, „Gott lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt es regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Immer wieder streut die Autorin streut Bemerkungen ein über den Wechsel von Tag und Nacht, über die Routinen und Rituale, aus denen ein das Leben erhaltender Tag entsteht. „Sie alle - Autofahrer, Lokomotivführer, Bauern, Arbeiter, Kinder, alte Leute- sie waren beschäftigt aus Millionen Handgriffen und Worten und Gedanken einen gewöhnlichen Erdentag zu machen, der sich am Abend ohne Aufhebens zu seinesgleichen legen würde.“ (167) Und ganz zum Schluß, als es dunkel geworden ist: „Nun beginnen die privaten und öffentlichen Zeremonien des Abends – tausend Handgriffe, die getan werden, auch wenn sie am Ende nichts anderes bewirken als einen Teller Suppe, einen warmen Ofen, ein kleines Lied für die Kinder.“ (188) Und wie bei Matthias Claudius taucht immer wieder der Mond als mal freundliches, mal bleiches Nachtgestirn auf, das uns begleitet und nachdenklich macht.

Auch die Gefährdung des Noah-Segens wird benannt, als die Nachricht von der ersten Raumfahrt eines Menschen Rita und Manfred erreicht. „Wißt ihr’s schon?“ ruft einer. „Seit einer Stunde haben die Russen einen Mann im Kosmos.“ Gagarin, einen „Bauerssohn“, der „den Himmel pflügt und die Saatkörner über ihn verstreut.“ (170) Und dann die Reflexion der Erzählerin: „Fuhr nicht der Schatten der blitzenden Kapsel da oben wie ein Skalpell quer über alle Meridiane und schlitzte die Erdkruste auf bis auf ihren kochenden rotglühenden Kern? War sie das denn noch die Runde, die Bedächtige, die mit ihrer lebenden Last gemächlich durch das All trudelte?“ (171) Und noch weiter bohrend und fragend: „Soll sie denn ganz und gar aus den Angeln gehen? Deine Welt, die dich doch, was immer sie dir angetan haben mochte, umschloß als einzige Möglichkeit deines Daseins?“ Der Erfolg der Weltraumrakete[n]technik ruft, so scheint es, die Atomkriegsgefahr wach (s. auch S. 212). Sind

wir noch dieselben nach dieser Nachricht, die „wie eine Flamme die schimmelpelzige Haut von Jahrhunderten (vom Erdball) abfraß?“(171) Es ist auch eine Anspielung auf den Sturz des Ikarus in dem Bild von Breughel, wo der pflügende Landmann das Unglück nicht bemerkt

Schließlich: der Zivilisationsbruch Stalins, der um den Menschen zu bessern, Millionen von Menschen töten liess. Ganz im Gegensatz zu dem Selbstenschluß Gottes in Gn 8, der die Erde und ihre Menschen nicht mehr vernichten will, weil er weiß, dass der Mensch böse von Jugend auf ist. Stalin - der Gott, der keiner war. Die Diskussion über die Verbrechen Stalins, die auf dem XX.Parteitag bekannt gemacht wurden, kommt einmal in dem Roman vor.

Christa Wolf lässt Manfred an einen ehemaligen Freund und Parteifunktionär schreiben:

„Aber es ist doch nicht denkbar, daß ihr alle nicht wenigstens jetzt, angesichts der neusten Moskauer Parteitagsenthüllungen, einen Schauer vor der menschlichen Natur bekommt? Was heißt hier Gesellschaftsordnung, wenn der Bodensatz der Geschichte überall das

Unglück und die Angst des Menschen ist?“(158) Das sagt zwar Manfred, der

Republikflüchtling, der nach Meinung Ritas und der Autorin vor den Schwierigkeiten des Sozialismus versagt. Aber es wird immerhin nicht verschwiegen. Er ist auch derjenige, der konstatiert: „Der Mensch ist nicht dazu gemacht, Sozialist zu sein. Zwingt man ihn dazu, macht er groteske Verrenkungen, bis er wieder da ist, wo er hingehört: an der fettesten Krippe.“(216) Die Erzählerin lässt keinen Zweifel, dass Manfred es sich mit solchen Sätzen zu einfach macht. „Wenn er hiergeblieben wäre, und sei es durch Zwang(sprich den Bau der

Mauer):Heute müsste er versuchen, mit allem fertig zu werden.“ Rita, die im Waggonwerk zusammenbricht und ins Krankenhaus kommt, wird mit dem Scheitern ihrer großen Liebe und mit der Unvollkommenheit des Sozialismus langsam fertig. Der Schluss stellt sich wieder unter den noachitischen Segen, der auch für den Sozialismus gilt. Rita geht am Abend durch die Stadt, blickt in viele Fenster, sieht wie Freundlichkeit neu hervorgebracht wird. Sie hat keine Angst, dass sie dabei leer ausgeht. „Das wiegt alles auf: daß wir uns gewöhnen, ruhig zu schlafen. Daß wir aus dem vollen leben, als gäbe es übergenug von diesem seltsamen Stoff Leben. Als könnte er nie zu Ende gehen.“(188)